

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Vincenz Püntiner [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Weiber-Idyll. Kopfleiste von Robert Ardmeier, Küsnacht.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IV.

Die Landsgemeinde naht wieder. Die beiden Blätter von Altburg stehen voll von den Dingen, über die das Volk am Ring entscheiden soll. Da steht auch ein Name in beiden: Vincenz Püntiner! Ein Regierungsratsjessel ist frei. Von dem Vincenz Püntiner wird gesagt und geschrieben, daß er in die oberste Landesbehörde gewählt werden wird. Schön einig scheint alles. Schlangweg wird er gewählt werden! Er selber spricht nicht davon, hat nicht gern, wenn ihm einer davon redet. Aber er weiß, daß es kommen wird.

Als die Anna de Felice zum ersten Mal hört, welche neue Ehre dem Püntiner zugedacht ist, sieht sie gedankenvoll ins Leere. Was das für einer ist! Das Herz schlägt ihr. Der Vincenz Püntiner hat ihr letztlich viel Freundliches getan. Wo er ihr eine Freude machen kann, tut er es. Ein rechter Freund ist er, und sie mag ihn wohl, scheut sich auch nicht mehr vor ihm, ist vertraulich geworden; denn er ist ja ganz alt.

Eine Woche dauert es noch zum Landsgemeindetag. Im Tal ist Frühling. Die weiten grünen Matten glänzen. Höher und höher schwindet die Schneegrenze an die Berge hinauf. Nur ein paar Firne werfen silberne Blitze ins Tal, und der blaue Himmel leuchtet. Zur Nachtzeit wandelt der wachsende Mond über die beiden Häuser am Seewlener Weg.

Am Anfang einer dieser Nächte sitzen der Vincenz, der Arnold und die Püntinerin in der Wohnstube, hemdärmelig die zwei Männer, pfeifenschmauchend, die Arme breit auf den Tisch gelegt und langsam, in Zwischenräumen, wie wenn jedes Wort Geld kostete, sich unterhaltend. Die Püntinerin hockt in ihrem Stuhl, hört zu und sagt auch ihrerseits manchmal ein kostbares, langsames Wort dazu. Der Mond wirft seinen Glanz in die Scheiben. Er zerschellt an Rahmen und Glas. In Scherben liegt er da und dort inwendig am Fußboden. Ein Schein trifft den Kopf der Püntinerin. Ihre lebernen Züge sind fahler, und wie zwei Wasserleinrinnen die beiden weißen Haarsträhne vom Kopf in

das gestrickte Tuch, das um die Schultern geschlungen ist und das sie mit der knochigen Hand an der Brust zusammenhält.

„Wo ist die Elisabeth?“ fragt der Vincenz jetzt.

„Ich weiß nicht, was sie ankommt, daß sie abends so spät hereinkommt, letztlich,“ sagt die Püntinerin.

Da klopft es an die Tür.

„Herein!“ sagt der Vincenz.

Einer der Knechte kommt herein, ein ganz alter. Den „Köbi“ heißen sie ihn, und er hat schon dem alten Ratsherrn dreißig Jahre gedient. Er hat etwas Verdrossenes in dem von wirrem, grauem Bart umstandenen Gesicht. Seit einigen Jahren erträgt er den Branntwein nicht mehr wie früher; er wird leicht Herr über ihn. Auch jetzt scheint er nicht nüchtern. „Ja,“ sagt er und steht störrisch da, „so kann es nicht alleweil gehen, meine ich.“

„Was ist?“ fragt der Vincenz laut und barsch. Er hat sich etwas aufgerichtet, hält aber noch immer die Arme aufgestützt. Die Mondhelle zündet jetzt auch ihm ins Gesicht. Die schweren Brauen und unter der derben Nase der buschige Schnurrbart sind wie tiefe Schatten in dem Fahl der Haut.

Der Köbi will eifrig Auskunft geben; aber die Worte überstürzen sich ihm, so ist sein Reden wie Spucken und Zischen: „Der Bartli und die Elisabeth!“ verstehen die andern.

Der Arnold, der bisher nur halb zugehört hat, fährt plötzlich herum. „Was?“ fragt er scharf.

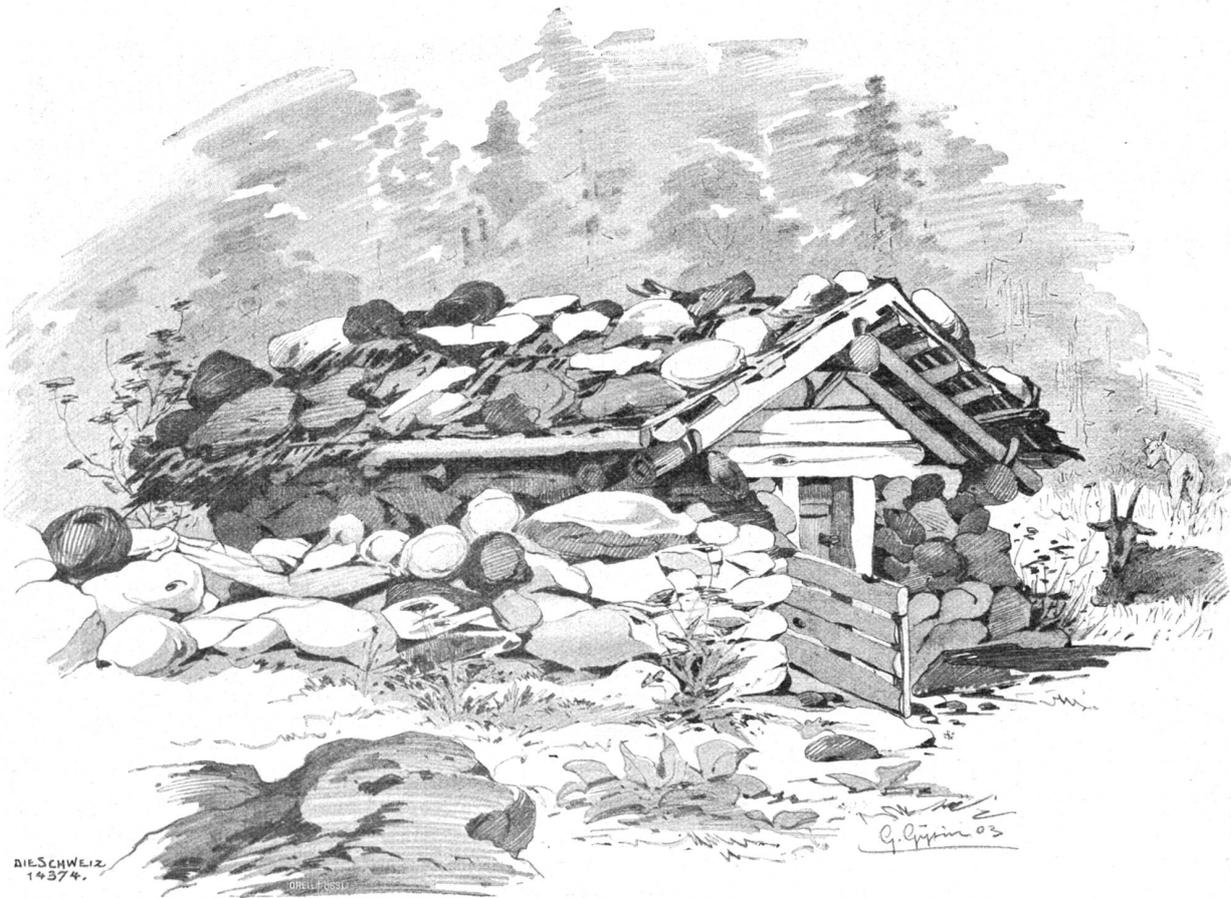
„Jeden Abend stecken sie beieinander hinter der Stalltür,“ berichtet der Knecht zänkisch weiter.

„Sein hat es mir wollen,“ sagt der Arnold; „lang sein hat es mir wollen.“

„Nun, nun,“ schilt die Püntinerin und schüttelt den Kopf. „Dafür will ich ihm, dem Mädchen!“

Der Vincenz stützt die Hände auf den Tisch und steht langsam und ruhig auf.

„Es schickt sich nicht, meine ich,“ stichelt der Köbi.



„Brändli-Hüttli“ im Lauterbrunnental. Nach Bleistiftzeichnung von Georges Gysin, Müti (Zürich).

Der Vincenz hört nicht; er wendet sich mit derselben Langsamkeit und Ruhe zur Tür.

„Ein halbes Kind,“ geifert der Knecht, hinter ihm hervortrottend, „ein Kind ist sie noch!“

Als die Tür hinter beiden zugefallen ist, wird der Arnold lebendig. „Das hätte ich sagen können, daß da etwas ist,“ sagt er.

„Warum hast es nicht gesagt?“ schmält die Püntinerin und kann nicht verbergen, daß sie ängstlich hinausläuscht. Wenn der Vincenz zornig ist -- Gnad' Gott --

„Gnad' Gott dem Bartli!“ sagt der Arnold. Auch er wartet auf das, was von draußen hereintönen soll.

Einen Augenblick sitzen beide schweigend. Aber es bleibt alles still. Nur Schritte kommen durch den Flur, zaghaft zögernde. Sie wissen gleich, daß es die Elisabeth ist, und sie muß dem Vincenz dicht vor der Haustür begegnet sein. Jetzt öffnet sie die Tür und drückt sich herein. Sie ist leichenblaß und zittert. Sie sieht freilich noch kindisch aus mit ihren sechzehn Jahren. Ihre blauen Augen sind groß und dunkel vor Angst. Sie kann einem leid tun, so deutlich steht die Furcht in jedem Zug ihres Gesichtes.

„Mutter!“ stammelt sie und knüllt die Falten ihres Rockes.

„Schöne Sachen machst!“ sagt die Püntinerin. Dann verschlägt ihr der Atem; der Vincenz kommt zurück.

Als er in die Stube tritt, ist es ganz still. Der Arnold wirft einen verstohlenen Blick auf des Bruders Gesicht. Die zwei Frauen regen sich nicht. Jetzt muß es kommen. Aber der Arnold wundert sich, wie der andere dreinschaut: Ganz ruhig!

Der Vincenz wendet sich zur Mutter: „Ins Schachenental fährt er morgen, der Bartli; im Sommer kann er auf der Alp bleiben!“ Mit diesen Worten geht er an der Püntinerin vorbei und setzt sich auf seinen vorigen Platz. Dann sieht er die Elisabeth an.

„Vincenz!“ stößt sie heraus. Fast ist es, als müßte sie umsinken.

„Komm!“ sagt er.

Da geht sie zitternd zu ihm. Das Wasser springt ihr in die Augen. Die Backen sind ihr heiß; die weiße, feine Schläfe sticht noch schöner als sonst davon ab.

Der Vincenz nimmt mit festem Griff ihre beiden Arme und zieht sie näher. „Das ist nichts, Mädchen, das ist nichts! So früh soll eines nicht anfangen mit derlei Geschichten!“ sagt er mit seiner tiefen Stimme. Es klingt aber etwas Sonderbares darin, Herzlichkeit, keine Spur von Zorn. Die Elisabeth weint heftiger.

Die Püntinerin sowie der Arnold sehen zu und staunen.

„Hast ihn gern?“ fragt der Vincenz. Die Elisabeth windet sich. Dann nickt sie und weint wieder.

Der Vincenz dreht das ruhige Gesicht der Püntinerin zu. „Er ist nicht ungrad, der Bartli,“ sagt er; „sein Vater, der Säger, ist ein rechter Mann.“

„Ja, ja,“ nickt die Püntinerin; es tönt, als ob sie ein „Aber“ anhängen wollte.

Er hat darauf nicht acht. „Wenn er recht tut, in ein paar Jahren läßt sich wieder davon reden!“ sagt er. Dabei läßt er die Arme der Elisabeth los, schiebt sie zurück und spricht zu ihr: „Geh jetzt! In deiner Kammer kannst flennen, wenn es nötig ist. Ins Haus kommt er nicht mehr, eine Zeit lang, der Bartli! Aber mit Zeit und Zeit, wenn ihr es noch gleich meint, bin ich wieder zu sprechen. Der Bartli weiß Bescheid!“

Die Elisabeth wischt die Augen, tut ein paar Schritte und wendet sich wieder. Sie sieht den Vincenz an, die Lippen zucken. „Trag' mir's nicht nach!“ sagt sie, nicht laut, noch schluchzend, aber mit jäh aufwallender Dankbarkeit. Still dreht sie sich nachher um und geht hinaus.

Der Vincenz auf seinem Sofa lehnt sich an die Wand. Er sitzt breit da, wie einer, dem wohl ist. Dann lacht er wirklich. „Wundern will es mich, ob sie fest bleiben so lang, die zwei!“ sagt er.

Die Püntinerin atmet zum ersten Mal auf. Zusammengekauert, wie sie immer sitzt, steht sie dem Vincenz ins Gesicht, und ihr Blick hat um dieser Haltung willen etwas Spähendes. „So habe ich dich noch nie gesehen, du!“ sagt sie. Und er dehnt sich und gibt keine Antwort, sieht nur frei vor sich ins Leere, immer wie einer, dem die Brust weit ist.

Dem Arnold, der anfänglich eine Sittenrichtermiene

hat aufsetzen wollen, schlägt die Laune um. „Freuen will ich mich, wenn sie zusammenkommen,“ sagt er und wird gesprächig, rühmt den jungen Knecht, den Bartli, zählt von der Schwester alle guten Seiten auf, vergleicht und bringt heraus: „Wie gemacht sind sie für einander!“

Der Vincenz spricht nicht, sitzt nur und schaut geradeaus.

Aber der Arnold weiß, warum er dem Bartli Beifall klatscht. Wohl tun kann es ihm, wenn es zweien mit ihrer Liebe gut geht. Wohl tun kann es ihm, wenn er gut zu sprechen ist, der Vincenz! Unter demselben Mond, der dem Bartli und der Elisabeth gezündet, hat der Arnold auch schon gestanden, wird er morgen wieder stehen — — —

Der morgende Tag ist so hell, wie der gestrige war, und die Nacht, die ihm folgt, ist klar, als seien nur dämpfende Schleier vor die Helle des Tages gehängt. Vor dem

Haus des Felice sitzt pfeifend der Arnold. Nachtessenszeit ist lang vorbei. Die Püntinerin hat sich gelegt, auch die Frau des Felice ist schlafen gegangen. Der Arnold sitzt auf der Bank, pfeift leise vor sich hin wie sich selber zur Gesellschaft

und doch sichtbarlich bestrebt, daß ihn eines höre. Auf einmal, als er den Kopf nach der Haustür wendet, steht die Anna dort und lacht leise darum, daß er sie nicht hat kommen hören. Eine ganze Weile hat sie schon, die Hände in ihrem Rücken an den Pfosten gelegt, dagestanden.

„Komm doch!“ sagt er. Seine Stimme klingt knapp vor innerlicher Erregung.

In ihrer geräuschlosen Art kommt die Anna über die paar Treppenstufen herab und setzt sich zu ihm auf die im



Peter von Almen, Bergführer im hintersten Lauterbrunnental hinter Stechelberg.
Nach Federzeichnung von Georges Gysin, Mülh (Büsch).

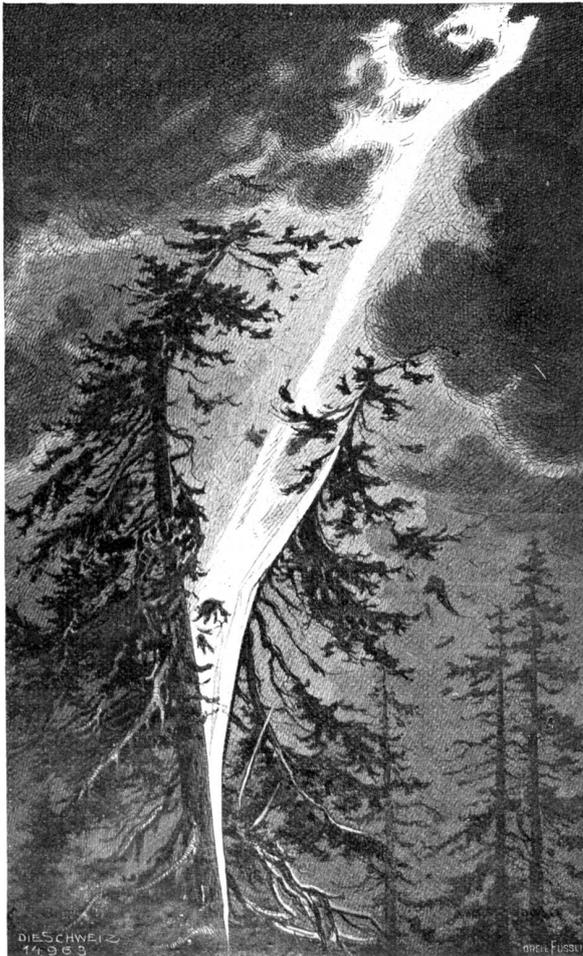
Schatten verborgene Bank, ein gutes Stück ab von ihm. Sie trägt ein schlichtes einfarbiges Kleid, ein Seidentüchlein um den Hals. Ihr Gesicht ist bleich; um den Mund liegt ein eigentümlicher Zug, fast als ob sie körperlichen Schmerz empfinde; den hat sie immer, wenn sie etwas aufregt. Die Flügel der schmalen Nase winden wie bei einem witternden Reh.

Der Arnold rückt näher und legt die Hand auf die ihre, die auf der Bank liegt. „Bist doch gekommen?“ sagt er.

„Wenn ich es versprochen habe,“ gibt sie zurück, ohne ihn anzusehen.

Versprochen hat sie es, von einem zum andern Mal, und heute sitzen sie den sechsten Abend beisammen auf der Bank. Der Arnold ist ein guter Gesellschafter; weiß immer etwas. Ein warmes Wort hat er hier und da gesagt, und im Mondschein wird einem sonderbar zu Mut, und — darum ist sie gekommen. Heute aber klopft ihr das Herz. Schon das letzte Mal hat er eine drängende Art gehabt, der Arnold!

„Du,“ sagt er jetzt. Sie merkt, wie ihm die



Blitzstrahl. Nach Federzeichnung von Georges Gysin, Miti (Sivrich).

Stimme zittert. Sein helles, aber festes, bartloses Gesicht ist zu ihr erhoben, das volle blonde Haar glänzt im Mondlicht, und seine Augen haben einen ehrlichen Schein. Die Anna läßt den Blick in dem feinen, der seltsame Zug um ihren Mund verschärft sich noch; aber sie drückt seine Hand wieder, als seine Finger sich fest um die ihren schließen. Dann küßt er sie, und sie läßt es willig geschehen. Derweilen hat sie ganz klare Gedanken: dem Büntiner-Arnold seine Frau wird sie werden! Sie freut sich daran — seine Mutter mag sie wohl leiden und die Elisabeth — und dann — dem Vincenz, dem Ratsherrn, verwandt wird sie sein! Stolz kann eine sein darauf! — Zufrieden küßt sie den Arnold wieder.

„Wann kommt er heim, dein Vater?“ fragt dieser.

„Am Sonntag,“ gibt sie zurück, und er sagt: „Gleich reden will ich dann mit ihm.“

Die Anna schweigt einen Augenblick und sinnt. „Aber mit keinem andern vorher,“ sagt sie dann; „es soll nicht hinter seinem Rücken gehen. Wenn er es weiß, mögen es nachher alle wissen!“

„Auch die Mutter erst dann?“ fragt er.

„Ja, auch die Mutter!“

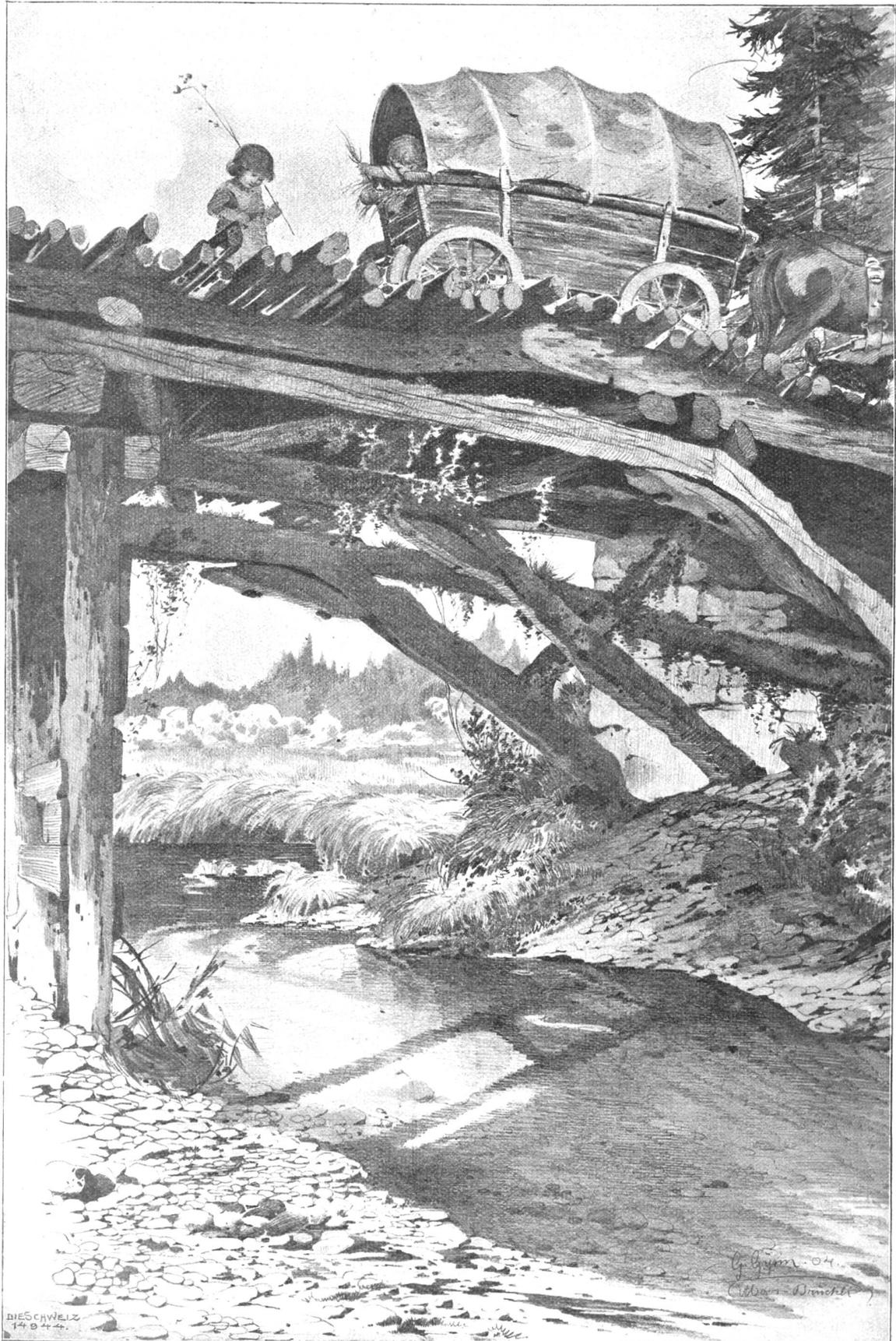
„Wenn du es willst,“ gibt er zu. Dann packt ihn der Jubel, und er tut, was närrisch ist und Liebesleuteart. Die Anna ist fröhlich und wehrt sich, wenn er ungestüm wird. Bald entschlüpft sie ihm.

„Morgen ist wieder ein Tag,“ sagt sie; als sie im Hausflur steht, sieht ihn an, daß er von dem Blick noch ein Geschenk auf den Weg hat und geht.

Die Woche hat noch fünf Abende. Fünffmal hat die Bank noch Besuch nachher. Keiner weiß und merkt es. Auch der Vincenz nicht. Der hat eine arbeitschwere Zeit, auf dem Eigenland viel zu tun, mehr noch von seiner Aemter wegen. Er sitzt abends schreibend in seiner Stube und hat die Vorhänge gezogen, damit er nicht aus dem Fenster schaut und die Arbeit zu langsam geht. Freilich halten auch die Vorhänge die Gedanken nicht ab, die die Arbeit unterbrechen. Wenn sie kommen, sitzt der Vincenz in den Stuhl zurückgelehnt, den Kopf auf der Brust. Am Ende der Woche muß es sich entscheiden! Keine Ruhe ist gewesen all die Zeit her, Arbeit auf allen Seiten, und es schickt sich nicht, Freude und Ungeduld darunter zu mischen, wo soviel Arbeit und Pflicht ist. Aber am Sonntag wird der Tag dazu sein — — —

Die Anna — ist — — auch nicht mehr schüchtern wie früher. Zutraulich ist sie — sie mag ihn gut — das kann er merken, wann und wo sie ihm in den Weg kommt. Und das andere wird kommen — wird schon! Verdienen muß es einer erst!

* * *



Altes Moos-Brüchli bei Rüti. Nach Bleistiftzeichnung von Georges Gysin, Rüti (Zürich).

Landsgemeinde! Die Glocken von Altburg läuten. Aus den Häuserhaufen des Ortes quillt es auf wie ein Sprudelquell von Tönen, der über den Dächern sich teilt und in einer blauen reglosen Luft nach allen Seiten hinaus schwimmt. Wie goldene Tropfen aus dem klaren Frühlingstag, der im Gegensatz zu andern schon heißen Maitagen eine klare Kühle an sich hat, wie goldene Tropfen fallen ein paar Glockenlaute auch über das Püntinerhaus herein. Da hantiert um Stall und Haus mit Gabel, Milcheimer und Lektrog der Arnold. Die Knechte bis auf den Köbbl sind in der Kirche; auch der Vincenz ist früh nach Altburg gegangen. Die Sitte will, daß er dort in der Kirche sich zeigt und nachher mit Freunden vom Rat zum Imbiß geht. Um ein Uhr tagt die Gemeinde.

Dem Arnold sein Gesicht leuchtet wie der Tag. Zuweilen tritt er vom Stall in die Straße vor und späht nach dem Haus des Felice hinüber. Der ist gestern abend spät heimgekommen.

Wenn er, der Arnold, mit der Arbeit fertig ist, wird er hinübergehen zu ihm.

Eine gute Stunde später zieht er den Feiertagsrock an. Als er aus seiner Kammer herab und in den Hausflur kommt, steht die Wohnstübentür offen. Drinnen in einer flut warmen Morgenlichtes, das durch die Scheiben bricht, sitzt die Püntinerin, in sich zusammengekauert, und hält die Andacht zu Haus, die sie in der Kirche nicht mehr suchen gehen kann.

„Zum Felice gehe ich hinüber,“ sagt der Arnold unter der Tür und wartet die Antwort der Mutter nicht ab, sondern geht gleich weiter. Aber noch ehe er die Haustür erreicht, läßt ihm die drängende Freude nicht Ruh, und er ruft zurück: „Vielleicht erzähle ich Euch etwas, wenn ich wiederkomme.“

Er kommt nicht allein wieder; drei bringt er gleich mit aus dem Felice-Haus: die Anna, ihre Mutter und den Vater. Er lacht mit dem ganzen Gesicht, als er mit ihnen ins Haus tritt. Der Felice lächelt auch, aber fast mißbilligend, zum mindesten verlegen. „Es gehört sich nicht,“ murmelt er, „daß wir alle miteinander ins Haus fallen!“

„Es ist niemand daheim als die Mutter,“ sagt der

Arnold. Der Kopf ist ihm rot vor Freude und Erregung. Der Felice kann nicht länger unzufrieden sein, als er ihn ansieht.

So treten sie alle hinter ihm in die Stube, wo die Püntinerin noch immer ihren Rosenkranz dreht. Sie wendet sich, als sie sie kommen hört, und macht beim Anblick des zahlreichen Besuches ein erstauntes Gesicht. Es ist aber nicht schwer zu erraten, weshalb sie kommen. Der Arnold hält die Anna bei der Hand. „Ihr werdet es schon merken, Mutter,“ sagt er.

„Was?“ fragt die Püntinerin.

„Er will mir sie geben,“ sagt der Arnold wieder und sieht den Felice an.

Die Püntinerin heißt die Nachbarn Platz nehmen, und sie setzen sich, der Felice mit einem ernsthaften Gesicht und der ruhigen Würde, die er an sich hat, auch seine Frau still, mit freundlicher Miene.

„Er sagt, Ihr wüßtet, daß er sie gern hat, die Anna,“ hebt der Welsche an.

„Zu viel hat er nicht verlauten lassen,“ gibt die Püntinerin zurück, will aber keinen Mißton in das bringen, was ihr nicht unlieb ist, reicht deshalb die knochige Hand nacheinander dem Nachbarn und seinem Weibe. Die der Anna, die sie dann faßt, behält sie in der ihren. „Es

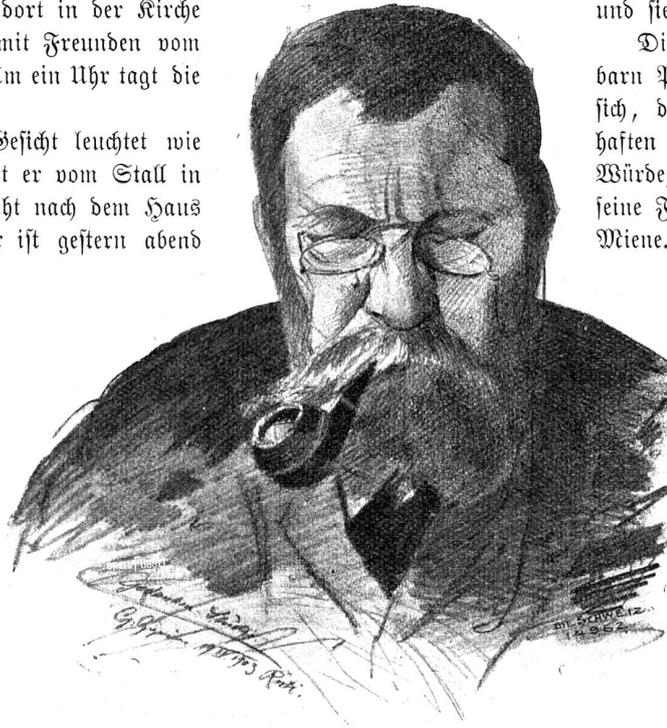
freut mich, wie es gekommen ist,“ sagt sie.

„Es ist mir fast früh für das Mädchen,“ beginnt der Felice wieder; „nur weil es Euer Sohn ist . . . Frau . . .“ Er neigt den Oberkörper ein wenig in linkscher Höflichkeit.

Die Püntinerin sieht den Arnold an. „Weiß der Vincenz, was du im Sinn hast?“ fragt sie ihn.

Er wird rot. In diesem Augenblick weiß er, daß er etwas versäumt hat. Aber es ist nicht immer bequem, einen Bruder über sich zu haben, den man fragen und bitten soll. So hat er keine Gile gehabt, mit dem Vincenz zu reden. Die Frage der Mutter ärgert ihn. „Ja, ja . . . Schon reden will ich jetzt dann mit ihm,“ sagt er unwirsch.

Das Gesicht des Felice wird ernster. „Sagen hätte er es ihm sollen, dem Rats Herrn!“ meint er zur Pün-



Meißtistudie von Georges Gysin, Nütt (Südtich).

tinerin. Sie aber will wieder die Freude nicht stören lassen. „Er wird schon zufrieden sein, der Vincenz,“ sagt sie. Dabei blickt sie die Anna an, und das Wort kommt ihr aus dem Herzen heraus; er hat immer große Stücke auf sie gehalten, der Vincenz! „Freuen wird er sich!“ lächelt sie der Anna zu.

Aus der Herzlichkeit ihres Wesens wächst ein gemüthliches Zusammenplaudern. Die Frau des Felice ist redselig und kommt auf Aussteuer und Hochzeit. Er selber ist langsamer. „Was der Rathherr meint, wollen wir hören!“ sagt er ein paarmal, wenn sie seinen Rat wissen wollen.

Nachher werden sie einig, daß sie den Vincenz in Altburg abholen wollen, der Arnold und die Anna. „Augen wird er machen!“ lacht der Arnold.

Später kommt die Elisabeth heim und erfährt, was

Neues ist, freut sich und will dabei sein, wenn sie nach Altburg gehen. Kein Morgen seines Lebens ist dem Arnold vergangen wie der.

Es ist darauf hoher Mittag, als die beiden Mädchen und der Arnold von Hause weg und auf die stille Straße nach Altburg kommen. Die beiden Mädchen gehen im Sonntagssputz, haben helle behänderte Hüte an; die Elisabeth trägt ein lichtblaues, die Anna ein dunkles Kleid. Die Elisabeth ist jung und im Gesicht blutfarben wie immer, die Anna erregt und darum bleicher; der Wind weht ihr ein paar Kraushaare um Schläfe und Ohr. Der Arnold hat sich herausstaffiert wie ein Herrensohn. Er trägt eine Geraniumblüte im Knopfloch und einen glänzend schwarzen neuen Mundhut auf dem blonden Kopf.

(Fortsetzung folgt).

— ❧ Kilbi in Jaun ❧ —

Tagebuchblatt. Mit Bild.

Nachdruck verboten.

Auf ein halbes Stündchen, so gegen zehn Uhr nachts, geht's ins Café, zur Kirchweih. Mittelgroße, niedrige Wirtsstube, mit einem Büffett voll blinkender Schnapsflaschen, à la American bar. Die weißen, roh-hölzernen Tische sind rundum an die Wände gerückt, damit in der Mitte für die Tanzenden Raum bleibe. Dürftige Petrollampen spenden durch den Tabaksqualm hindurch Licht, dessen Schein nach der Gasse mit doppelten farbigen Vorhängen und ängstlichem Türschließen abgehalten wird.

Beim Eintreten werde ich unter beunruhigendem Silentium detailliert beguckt. Der Wirt ladet mich freundlich ein, neben ihm an der Wand Platz zu nehmen. Nun wird möglichst bäurisch über den Tisch hinübergeturnt, mit Distanzschälgen auf Gläser und Flaschen unterwärts und zwischen Kopf und Zimmerdecke oberwärts. Im nächsten Moment finde ich mich mollig eingekleidet zwischen den Violinisten und den lustigen Wirt.

Einleitende Kadenz mit schwirrenden Trillern, Mordenten und Arpeggien! Der Mann bemüht sich sichtlich extra; er schielt geschäftig auf seine verstaubte Geige über das Vorganon weg, das ihm auf lang vorspringender Nase wackelt. Sicher arbeiten die klobigen Finger am Griffbrett, während das unrasierte, schwarzstoppelige Kinn auf dem Instrument festliegt. Einen Moment zwischen Abstrich und Pizzicato benützt der Künstler, um unter bedeutsamem Seitenblick auf meine magistrale Person mit dem Bogen schnell an sein Gehirnfutteral zu tippen: Eigenewächs — Capito?!

Nach dieser Introdutione befielt der italienische Maestro — übrigens ein flotter Geiger — «Mi bémol!» Da setzt mit mächtigem Geschnaufe die Handharmonika ein, auch wieder mit rollenden, einleitenden Läufen, und endlich folgt die zweite Geige mit abwechselndem „Tätä — tätä!“ Jetzt fließt der Walzer glücklich dahin.

Die Burschen engagieren die paar anwesenden Mädchen. Auch die Wirtin wird aufgeboten: gutmüthige, erhitzte Gesichter in städtischer Kleidung, zugenäht bis unter die Ohren. Dafür sind die hübschen Bursche in kleidsamer Landestracht erschienen: leichtes, dunkelblaues Wams mit aufgestrichen, weißen Sternchen am Kragen und kurzen hauchigen Ärmeln, wie weiland die städtische Damenmode. Nach kaum zehn Zentimeter Länge ist der Ärmel mit einem Zusammenzug fertig. Darunter kommen aufgestülpte Hemdärmel und nackte muskulöse Arme, deren braune Alpenfarbe sich im Vorbeidrehen gar hübsch auf den umschlossenen Mädchenrücken zeichnet. Einer legt ein mächtiges Taschentuch unter die heugabelig ausgespreizten Finger der schwieligen Rechten; der weiß, was Brauch ist. Andere Bärchen legen Linke in Linke auf den Rücken; sie tanzen in etwas engerem Sinne.

So dreht sich's gleich Marionetten ruhig um sich selber im kleinen Raume, dessen ästigen Bretterboden die schweren Kücherstühle allmählich glätten.

Ab und zu besprengen sie das Parkett ein wenig mit Wasser aus einem dafür bereitstehenden Kübel.

Aber wie bei uns in der Ebene unten, so hier: tiefernste Gesichter während des Tanzes, wie lustig auch die Gesellschaft in den Zwischenpausen sich unterhält! Die Burschen behalten den Zigarrenstummel als Mundverschluß, manchmal an langem, grösstem „Spis“; männliche Tabakasje und weibliche Rosenwangen wetteifern im Glühen.

Und wie bei uns etwa aus Herrenmangel zwei Weitsicht zusammen tanzen, so drehen sich da mehrere Paare Bursch mit Bursch gewandt rechts herum, links herum, in selbstbewußtem Kunstfeier. Nun wirds auch dem Tschinggen mit der Handharfe warm ums Herz, und er fängt an, auf „Lällerällällä“ der Geige nachzufingern. Das ist ein un verabredetes Zeichen zum tollen Stampfen für die tanzenden Burschen; es setzt ein paar Mal, wie auf Befehl, dröhnende Polterritte.

Nach dieser mechanisch-akustischen Auslösung der Gefühle hört die Musik auf, und die Paare zwingen sich wieder an die Tische, wo unterdessen andere, Neuankommene, in aller Freundschaft ihre Plätze eingenommen und ihren Wein ausgetrunken haben. Alles geht in fröhlichem Frieden. Die Alten, die



Hfr. von Almen mit „Ankdüt“ (Schellauenen).
Nach Farbstiftzeichnung von Georges Gysin, Mütt (Zürich).